

## Kleinere Mitteilungen.

**Jagdgebräuche in Avatime.** — Missionar H. Spieth, welcher im „Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft“ (Jahrgang 1889 u. 1890) über die Sitten und Gebräuche der Evhe-Neger im Bergland Avatime — im westlichen Teile unserer Togokolonie — berichtet, erwähnt dabei Folgendes in Betreff der Jagdgebräuche: „Zwischen Früh- und Spätsaat fallen einige Jagdtage. Am 9. Mai 1887 erzählten uns einige Jünglinge, die Männer der Stadt gingen heute auf die Jagd. Meine Frage, ob ich sie vielleicht auch begleiten dürfte, bejahten sie zwar, machten aber doch einige ausweichende Bemerkungen, woraus deutlich zu merken war, daß den Jägern die Gegenwart eines Europäers unerwünscht wäre. Sie hatten sich auch in aller Stille auf den Weg gemacht und das Dorf verlassen. Doch ich war entschlossen, das Jagdleben einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und folgte ihnen deshalb in Begleitung unseres Knaben Andrea nach. An einem Bache, Achate genannt, stießen wir auf die Jäger. Dort hatten sich die 20—30 Mann eben beraten, wie und wo sich der einzelne aufstellen und wer als Treiber fungieren müsse. Das Jagdterrain, ein ziemlich dichtes Waldrevier, war von den dazu bestimmten Schützen bald lückenlos umstellt. Mir wurde ein Platz mit dem Bescheid angewiesen, daß ich mich vollkommen ruhig verhalten müsse. Auch die Jäger, nachdem sie sich einmal aufgestellt, sprachen kein lautes Wort mehr mit ihrem etwa 30—40 Schritt von ihnen entfernten Nachbar. Auf ein gegebenes Zeichen stürmen die Treiber mit fürchterlichem Gebrüll, in dem sie den Ton der Affen, Antilopen u. s. w. nachahmen, in das Jagdfeld. Das aufgeschreckte Wild macht dann nach allen Seiten Fluchtversuche und läuft so dem schußbereiten Jäger vor die Flinte. Da kracht es in einiger Entfernung und dann noch einmal auf der äußersten Flanke; die Jäger sind jetzt sehr begierig, zu erfahren, ob und was getroffen wurde. Noch weiß es an unserm Standorte niemand, als schon einige Schützen von der jenseitigen Flanke an uns vorbeiziehen. Man sammelt sich wieder an obenerwähntem Bache, weiß aber immer noch nicht, was geschossen wurde; endlich kommt der Held des Tages mit einem Affen in der Hand. Die Jäger umstellen nun ein anderes Gebiet in der eben beschriebenen Weise. So fahren sie fort, bis die Nacht ihrer Waidmannsarbeit ein Ziel setzt. Mir dauerte es natürlich zu lange, und ich kehrte deshalb im Laufe des Nachmittags in die Stadt zurück, nachdem ich zuvor den glücklichen Jäger mit einem Blatt Tabak beschenkt hatte. Während sie eine Woche zuvor zwei größere Antilopen erlegt hatten, brachten sie an diesem Tage nur einen Affen als Jagdbeute nach Hause. Am folgenden Morgen brachten sie uns zwei Stückchen Affenfleisch im Werte von je 2 Pfennigen, als Geschenk. Unser Mädchen verzehrte dasselbe mit großem Behagen. Außer diesen Gelegenheitsjägern giebt es auch solche, die berufsmäßig die Jagd

betreiben. Dieselben wohnen gewöhnlich tage- und wochenlang in elenden Hütten weit außerhalb des Dorfes. Dem Ackerbau entziehen sie sich so viel als möglich und werden deshalb auch als arbeitscheue Leute etwas verachtet. Neben dem, daß sie den Spuren des Wildes nachgehend dasselbe aufsuchen, stellen sie auch an den geeigneten Plätzen die Flinten so, daß das daran vorbeilaufende Wild den gezogenen Hahn, der an einer über den Weg gespannten Schnur befestigt ist, losdrücken und so sich selbst töten muß. Weil nun immer im Busch auch Leute ihrer Arbeit nachgehen, so muß der Jäger am Wege ein Warnungszeichen anbringen, das von jedem Vorübergehenden verstanden wird. Dasselbe besteht darin, daß er das am Eingang stehende Gras in einen Knoten bindet. Unterläßt er diese Vorsichtsmaßregel, so wird ihm ein etwaiger Unglücksfall zur Last gelegt. Ich erwähne dieses ausdrücklich, weil ich, bevor ich die Bedeutung des Knotens kannte, einmal im Begriffe war, mich in einen solchen engen Buschpfad einzudrängen, als ich eben noch rechtzeitig davor gewarnt wurde. An die Erlegung eines Leoparden und eines Buschochsen knüpfen sich eigentümliche Gebräuche, die auch um ihrer religiösen Grundlage willen von Interesse sind. Jedes Tier ist beseelt, hat eine Seele, *duwo*, in sich. Die Leoparden und Buschochsen nun sind von einer *luwo vo* (bösen, schlechten Seele) bewohnt, was daran zu erkennen ist, daß sie dem Leben des Menschen gefährlich sind. Die böse Seele genannter Tiere richtet aber nicht nur Schaden an, solange sie den Körper dieser Tiere bewohnt, sondern sie hat auch nach der Erlegung der Tiere die Fähigkeit, den Menschen gefährlich zu werden, speziell die Jäger, welche sie gewaltsam aus dem Tierleibe ausgetrieben haben, als „*diwi*“ zu plagen. Geht der Jäger z. B. wieder in den Busch, so wird ihm durch irgend ein anderes Tier, sei es durch Schlangenbiß oder den Zahn des Leoparden, ein verderbenbringender Schaden zugefügt; jedenfalls handelt es sich dabei immer um sein Leben. Die abgeschiedene Tierseele, *diwi*, besitzt ferner die Kraft, dem Jäger die Augen zu blenden, daß er z. B. einen Menschen für ein Buschtier ansieht und niederschießt. Solch ein Unglücklicher wird dann verkauft und ihm für alle Zeiten das Recht entzogen, in die Stadt zu den Seinigen zurückzukehren. Sein Haus und seine Plantage werden dem Erdboden gleich gemacht, und seine nächsten Angehörigen kommen häufig als „Pfandleute“ in andere Hände. Die Verblindung soll sich ferner darin äußern, daß der Jäger den Weg nicht mehr in die Heimat zurückfindet, er glaubt sich auf dem Wege nach Hause zu befinden, geht aber in entgegengesetzter Richtung und muß schließlich elendig im Busch umkommen. Diesen verschiedenen Gefahren vorzubeugen, giebt es nur ein Mittel, nämlich das sogenannte Kostüm. Sofort nach Erlegung des Tieres muß der Jäger zuerst in die Stadt zurücklaufen und solchen Leuten davon Anzeige machen, die früher schon einmal ein gleiches Tier erlegten. Die geben ihm nun Vorschriften, wie er sich zu verhalten hat. Zunächst wird ihm ein Grashalm in den Mund gelegt als Zeichen, daß er nicht reden darf.

Die herbeigerufenen Männer gehen nun zum erlegten Tiere in den Busch hinaus und teilen ihm den Grund mit, warum es erschossen worden sei, daß man es nämlich, weil es ihre Schafe, Hühner und Schweine gestohlen, auch Menschen getötet habe, schuldig befunden und deshalb erlegt habe. Hierauf wird die Trommel gerührt, um die Leute auf den öffentlichen Platz zusammenzurufen. Unter beständigem Schreien schlagen sie sich dabei leicht auf den Mund, was immer nur bei einem Unglücksfalle als Notsignal gemacht zu werden pflegt. Der Leopard wird nun an eine Stange gebunden, mit verbundenem, gen Himmel gerichtetem Gesicht in der Stadt herumgetragen und vor den Hütten angesehener Stadtältesten und sonstiger sogenannter Vornehmer abgestellt, die dann den Helden und seine gedungenen Männer beschenken. Der Held wird hinter dem erlegten Tiere her auf der Schulter eines Mannes getragen. Eine Anzahl Männer und Frauen schwenken ihm rückwärtslaufend unter Absingen gewisser Heldengedichte ihre roten Kopftücher zu. Nach der Rückkehr von diesem Umzuge wird der Leopard am Wege an einen Baum gebunden, worauf die Männer den Jäger so mit roter und weißer Erde anstreichen, daß er gefleckt wie ein Leoparde aussieht. Und zwar werden die Flecken des Leoparden nur auf der linken Seite des Körpers nachgeahmt; um das linke Auge des Jägers wird ein Ring von weißer Erde aufgeschmiert; Gesicht, Hände u. s. w. erhalten durch diese Flecken ein schreckliches Aussehen. Als Kopfbedeckung dient ein aus Binsen geflochtener kleiner Korb mit denselben Farben. Um Hände und Füße sind viele Zauberschnüre mit Kauris gebunden. Die Heldenjäger gehen alle gebückt und brüllen wie ein Leopard, wenn jemand in die Nähe kommt. Ihr Blick ist wild, ja tierisch; in der linken Hand tragen sie einen Bogen zur Erlegung der Hühner, mit der rechten krabbeln sie auf dem Boden herum, als ob sie beständig Beute suchten. Sprechen dürfen sie nichts, nur brüllen, was sie auch in der That ganz meisterlich verstehen. Ihnen voran gehen zwei Anführer, von denen der eine einen dicken Knüttel, der andere einen langen Spieß in der Hand hat; ihnen folgt ein Mann, der aufrecht gehen darf. Er ist als ihr „Koch“ bestellt und nimmt die geraubten Hühner in Empfang. Ihnen ist nämlich das Recht zuerkannt, an Stelle des erlegten Leoparden 19 Tage hindurch die Hühner zu rauben. Nachmittags wird der Leopard vom Baume herabgenommen, das Fell abgezogen und das Tier in Stücke zerschnitten. Einzelne Portionen davon werden dem ersten Stadthauptling und andern angesehenen Stadtleuten zugesandt, die das Fleisch essen. Der überbleibende Rest fällt den sonstigen Dorfbewohnern zu. Das Fell, die Zähne, der Kopf und die Krallen sind Eigentum des Jägers. Etwas anders verhält es sich, wenn ein Büffelochse erlegt wird. Dieser kann natürlich nicht in der Stadt umhergetragen werden; vor der Hütte des Jägers wird das Tier in Stücke zerschnitten, und nachdem die Vornehmen der Stadt ihr Geschenk erhalten haben, können sich die übrigen Stadtleute, sowie die der Nachbardörfer Fleisch käuflich erwerben. Die Stadt ist während

dieser Zeit mit einer solch pestilenzialischen Luft erfüllt, daß sich jedenfalls unsere europäische Nase mit Ekel davon abwendet. Die Jäger halten zunächst im Beisein ihrer älteren Genossen und Anführung einer alten Frau in einer größeren Hütte ein Mahl. Das Blut und die Eingeweide des Ochsen werden von den durch eine um Hals und Arme gebundene Bastschnur gekennzeichneten Gästen verzehrt. Bringt der erste Stadthauptling irgend einen angesehenen Gast mit, so greift ersterer vor dessen Augen sofort zu und fordert seinen Begleiter dann auf, sich auch sein Teil herausnehmen zu wollen, was ich wenigstens dankend ablehnte. Die Männer, welche das Tier erlegten, müssen nun einige Zeit im Zimmer sitzen und 19 Tage lang nackt umhergehen; nur um die Lenden sind sie mit einem handbreiten Streifen Zeug notdürftig bedeckt. Unter Anführung eines älteren Mannes ziehen sie während dieser ganzen Zeit in den Städten umher mit der Erlaubnis, die Hühner wegnehmen und nach Hause tragen zu dürfen. Sie dürfen nämlich während der Dauer des „Kostüms“ nur Fleisch von solchen Tieren essen, welche warmes Blut haben. Der Genuß von Fischen z. B. ist ihnen strengstens untersagt. Ihre Speisen dürfen in dieser Zeit auch nie mit Pfeffer gewürzt sein, wohl aber mit Salz. Den Abschluß dieser Tage bildet ein allgemeines Fest, woran sämtliche Stadtbewohner männlichen Geschlechts teilnehmen müssen. Es wird dabei gegessen, getrunken, getanzt und geschossen. Von wirklichem Interesse dabei ist eine theatralisch aufgeführte Leopard- oder Büffeljagd. Wie der Leopard lauscht, sich nach seiner Beute umschaut, schließlich unter Brüllen auf sie losstürzt, wie der Jäger ihn erblickt, sich lauschend auf ein Knie niederläßt, die Flinte anlegt, das Tier auf sich zukommen läßt und endlich abfeuert, wie der Feind sich überschlägt und tot niedersinkt: das alles wird unter großer Aufregung bis ins einzelste hinein nachgemacht. Wurde ein Ochse erlegt, so mußten zuerst seine Spuren aufgesucht und verfolgt werden. Nachdem der Jäger auf das furchterregende Wild gestoßen, giebt er, sich auf den Boden niederbeugend, seinen Kameraden Zeichen, indem er sie auf das Tier hinweist und zugleich durch Zeichensprache auffordert, sich schußbereit zu machen. Er zielt, feuert ab und trifft; doch ist der Büffel vielleicht nur stark angeschossen und stürzt sich dann wutschnaubend auf den Jäger los. Diesen Augenblick benutzen die Reservejäger, ihre Flinten auf das Tier abzuschießen. Ist es auch dadurch noch nicht gänzlich zur Strecke gebracht, so kommt es zuweilen vor, daß der Büffel, seine letzte Lebenskraft anstrengend, seinem ohnmächtigen Gegner die Hörner in den Leib stößt, ihn in die Höhe wirft und mit den Füßen zerstampft. Das alles führen einige Jäger während des Festspiels mit drastischen Zügen den Zuschauern vor. Die Dorfhäuptlinge und sonstige Männer drehen sich unterdessen tanzend und singend in einem großen Kreise herum, bis schließlich nach Verlauf von ungefähr 2 Stunden einige muskulöse Männer den Helden erfassen und auf der Schulter nach Hause tragen. Dieser ist natürlich

in betrunkenem Zustande, weshalb ihn die einen am Rücken und andere an den Händen unterstützen.

**Die Tami-Inseln in Kaiser-Wilhelmsland.** — Missionar Flierl, welcher im Auftrage der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft Ende v. J. eine Station auf Wonam, einem Eilande der an der Nordostküste Neuguineas gelegenen Tami-Gruppe gründete, schreibt über letztere („Kirchl. Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neuguinea“ 1889, S. 94): „Die Tami-Inseln liegen fast direkt südlich von Finschhafen; die Verbindungslinie zwischen beiden Punkten weicht nur unmerklich nach Osten ab. Es sind ihrer 4, drei von ihnen nahe beisammen, und zwar zwei größere, Wonam und Kalal, mit einer ganz kleinen, Nuschunut, in der Mitte. Die vierte liegt abseits in nordöstlicher Richtung und heißt Ndjan. Von Finschhafen läuft die Küste nach Süden ziemlich gerade herab, etwa von  $6^{\circ} 32'$  südlicher Breite bis  $6^{\circ} 41'$ . Dann aber wendet sich die Küstenlinie direkt nach Westen, und es entsteht dadurch der große Huongolf. Gerade dieser Biegung liegen die Tami-Inseln gegenüber. Der Umfang der erstgenannten Insel Wonam beträgt ungefähr eine halbe Stunde; sie ist in die Länge gedehnt und läuft in 3 Zipfel aus, bildet etwa die Form eines Dreiecks, dessen Spitze nach unten geht. Die Ecken und Spitzen sind alle felsig, nur in der Mitte, wo ein Dorf sich befindet, ist die Insel flach. Die nordwestliche Ecke hat etwa 30 Fuß hohe Felsen; doch sind dieselben oben flach und mit etwas Erde bedeckt. Die Eingeborenen pflanzen auf diesem Stück hie und da etwas an. Auch die Felsen sind mit dichten, aber nicht undurchdringlichen Gestrüpp bewachsen. Dichten Urwald findet man überhaupt auf den Tami-Inseln nicht; es gleicht vielmehr Wonam, sowie die andere Insel, die auch bewohnt ist, Kalal, einem nach unsern Begriffen allerdings etwas verwilderten Parke; hohe Bäume giebt es wohl, aber nicht viel, dagegen eine ziemliche Anzahl von Kokospalmen, kleinere Sträucher, aber nicht das Lianengewirr; dazu nach allen Richtungen hübsche Kieswege. Kalal liegt ein paar hundert Meter von Wonam entfernt, in nordwestlicher Richtung, nach dem Festlande zu; auch sie bildet ein Dreieck, ist aber nicht sowohl in die Länge gezogen, sondern mehr mehr breit und die Ecken abgestumpft; sie etwas größer als Wonam, besteht aber zu 2 Dritteln nur aus Felsen, die im Gegensatz zu denen auf der ersten Insel 49–50 Fuß hoch senkrecht aus dem Meere aufsteigen; unten am Fuß sind sie überall 5–6 Fuß breit und 7–8 Fuß hoch von den Wellen ausgewaschen, so daß man bei Ebbe darunter wie unter einen Bogengewölbe dahin gehen kann. Zwischen beiden liegt die kleine Insel Nuschunut und bildet mit der eben genannten zusammen gewissermaßen einen geschlossenen Hafen; sie besteht nur aus 10–20' hohen Felsen; es kostet einige Mühe, hinaufzuklettern; oben ist alles uneben, zerklüftet und mit Gestrüpp bewachsen; die Insel hat nur einige Minuten im Umfang. Die vierte, Ndjan genannt, besuchten wir nicht; sie ist unbewohnt, aber nicht so felsig wie die andern und durchweg mit Kokospalmen bestanden,

so daß die ganze Insel eigentlich weiter nichts ist, als ein einziger Palmenhain; wie schon gesagt, liegt sie etwas abseits von den andern. Dem Besucher der Tami-Inseln bietet sich neben andern Vorzügen zunächst der einer herrlichen Aussicht dar, einestheils auf die wogende See, die ringsum die Eilande bespült, andernteils auf die terrassenförmig sich auftürmenden Berge, resp. Gebirgsrücken des Festlandes von Neuguinea. Unangenehm ist dagegen der Mangel an gutem Trinkwasser; es sind nur ein paar Pfützen vorhanden, die ein ganz klein wenig schlammiges, brackisches Wasser enthalten, wovon sich der Schlamm fingerdick auf dem Boden des Gefäßes absetzt.

### Litterarische Umschau.

J. L. van Hasselt, Gedenkboek van een vijf-entwintigjarig Zendelingsleven op Nieuw-Guinea (1862—1887). Utrecht, Kemink en Zoon, 1888.

Missionar van Hasselt giebt in diesem gehaltreichen Buche einen Rückblick auf seine 25-jährige Missionswirksamkeit unter den wilden Papuastämmen in Niederländisch-Neuguinea, wohin er im Jahre 1862 als Sendbote der Utrechtschen Mission ausgezogen war und wo ihm noch jetzt rüstig weiter zu arbeiten vergönnt ist. Oft hat der mutige Vorkämpfer des Christentums an jenen ungastlichen Gestaden, in gleicher Weise wie seine Mitarbeiter, dem von seiten der Papua oder von den Fiebermiasmen Neuguineas ihm drohenden Tode entgegengesehen, manch tiefen Einblick in die Lebensweise und in die religiösen Gebräuche der Papuastämme an der Gelvinkbai hat er gethan, manchem europäischen Forschungsreisenden hat er ein gastlich Obdach geboten oder die Wege geebnet, mit einem Wort, es verlohnte sich der Mühe für den Missionar, seine Lebenserinnerungen aus jenem Vierteljahrhundert niederzuschreiben und einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Die Anordnung des schlicht und einfach geschriebenen Buches ist eine derartige, daß auf die Beschreibung von Land und Leuten und die Anfangsgeschichte der Utrechter Mission in Neuguinea die speziellen Erlebnisse des Verfassers und eine Beschreibung der einzelnen Missionsstationen Mansinam — der Wohnort van Hasselts, — Doreh, Andai und Rhoon folgen. Wir wünschen dem wackeren Manne noch eine lange gesegnete Wirksamkeit auf seinem schwierigen Posten. G. K.

N. Landmark, Det Norske Missionsselskab; dets Oprindelse og historiske Udvikling, dets Arbeidsmarker og dets Arbeidere, Heft 1—4. Stavanger, Norske Missionsselskabs Forlag. Christiania, A. Cammermeyer, 1889.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [9](#)

Autor(en)/Author(s): Redaktion

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen 17-22](#)